

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

№ 104.

Freitag, den 18. Dezember

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Guttler).

Ihr erster Roman.

Novelle von Antonie Haupt.

(Fortsetzung.)

„Wie in aller Welt kommen Sie denn in dieses Gebirge?“

Die schwarzen Augen funkelten übermüthig.

„Nun, per Eisenbahn, via Frankfurt, Gießen, Cassel.“

„Ah, das konnte ich mir ungefähr denken. Dogleich man mich belehrte, daß auch reizende kleine Feen diesem Tummelplatze der Hexen und Kobolde zustrebten, so hatte ich Sie doch nicht im Verdacht, eine nächtliche Luftfahrt auf dem Besen oder der Hengabel hieher unternommen zu haben. Freilich“, fügte er hiezu, „daß Sie eine mächtige Zauberin sind, sehe ich immer mehr ein.“ Sein Auge tauchte so ausdrucksvoll in das ihre, daß sie die Wimpern senken mußte.

„Aber Sie, wie kommen Sie denn hierher?“ fragte sie, offenbar nur um etwas zu sagen, das sie ihrer kleinen Verlegenheit entheben sollte.

„Per Eisenbahn, via Frankfurt, Gießen, Cassel“, persiflirte Otto ernsthaft; und mit leiser Schelmerei in Blick und Stimme fuhr er fort: „Ich nehme an, gnädige Frau, daß Ihre Frage hauptsächlich nur der Richtung meiner Reiseroute gilt. Bei unserem letzten Zusammenreffen an dem Ufer der Saar sprach ich ja schon die Absicht aus, in den Harz zu reisen, um mir hier mit meinem hannoverschen Freunde ein Stelldichein zu geben.“

„Thaten Sie das? Ich entsinne mich wirklich nicht“, warf sie gleichgiltig hin in einem Tone, mit dem aber das tiefe Roth, das ihr Anlitze ja überzog, in seltsamem Widerspruche stand. Otto tauschte einen raschen, eigenthümlichen Blick mit dem inzwischen herbeigekommenen Pöhlologen, dann sagte er: „Meines Freundes Georg Hesse erinnern Sie sich vielleicht, gnädige Frau?“

„Ob ich mich seiner erinnere? Der Herr Doktor war ja mein Cavalier auf der Hochzeit Ihres Bruders.“ Sie bot auch Georg die feine Hand zur Begrüßung. „Dir, Lily, sind die Herren ja ebenfalls bekannt.“

Die mit „Lily“ angeredete junge Dame, welche bis dahin nur durch ein leichtes Neigen des Kopfes den stummen Gruß der Angelommenen erwidert hatte, sagte jetzt freundlich-kühl:

„O gewiß, ich entsinne mich der beiden Herren.“

„Wie immer, Schneeförmlein Zoll für Zoll“, flüsterte Otto lächelnd seinem Freunde zu.

Nachdem die Herren, durch eine anmuthige Handbe-

wegung der schönen Frau dazu eingeladen, Platz genommen hatten, bemerkte der Freiherr verbindlich:

„Ich segne den Zufall, der uns hier so unverhofft die reizendste Gesellschaft bescheert hat, die wir uns träumen konnten. Sie, meine Damen, scheinen sich gleich uns hier häuslich niedergelassen zu haben?“

„Ja und nein; wenigstens nicht ganz in Ihrem Sinne“, gab Frau von Elz zur Antwort. „Wir wohnen, nachdem wir den ganzen Harz durchstreift haben, seit einigen Tagen dort unten im Hotel „Zehnpfund“. Fräulein von Arendal ist nämlich Kurgast in Thale. Ihr allzu besorgter Vater glaubte, daß die zarten Nerven seines Töchterchens einer Stärkung bedürften; ich schlug ihm Thale, von dessen Heilkraft ich viel gehört, als Kurort vor und erbot mich, die junge Dame auf der Reise unter meinen mütterlichen Schutz zu nehmen. Hiermit haben Sie auch meine, Ihnen schuldig gebliebene, regelrechte Antwort auf Ihre Frage nach dem Grunde unseres Hierseins“, plauderte sie lachend weiter. „Was nun den mütterlichen Schutz anbelangt, so wäre Lily unter demselben fast um's Leben gekommen. Als wir auf mein Ansuchen dem alten Brocken eine Visite abstatteten, verirten wir uns und geriethen in ein Labyrinth von Klippen und Urwald — o, es schändert mich noch, wenn ich an die Abenteuer denke!“ Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Otto sandte einen freudig leuchtenden, vielsagenden Blick zu dem Freunde, der von diesem lächelnd und verständnißstinnig erwidert wurde.

„Und bei dieser Irrfahrt, gnädige Frau, verloren Sie Ihr Tagebuch, welches ich so überaus glücklich war, zu finden.“ Saarstein sprach die Worte in einem Tone, dessen leises Beben tiefinnere Bewegung der Freude verrath.

Blickschnell fuhr das grazlöse Köpfchen in die Höhe, und Blickschnell glitt ein Strahl der dunklen Augen versthöhlen forschend über den in athemloser Spannung ihr Gegenüberstehenden. Mit lustigem Lachen schüttelte sie dann die schwarzen Locken zurück.

„Köstlich, köstlich!“ jubelte sie. „Mein Tagebuch soll ich verloren, mein Tagebuch wollen Sie gefunden haben! Es ist dies einfach unmöglich, weil ich nie im Leben Memoiren niedergeschrieben habe. Wirklich, Herr Baron, nie im Leben!“ Sie legte bethauernd die Hand auf's Herz. „Ich glaubte“, fuhr sie ernsthaft fort, „Sie kennen meinen Charakter besser, als daß Sie mir Derartiges zutrauten.“

„Um“, meinte Saarstein, „zu schämen brauchten Sie sich der Urheberschaft dieses geistvoll geschriebenen Tagebuches nicht. Ich mußte, um nach der Eigen- thümerin zu forschen, nothgedrungen in dem Buche blättern und gestehe, daß ich von dem Inhalt desselben der- art gefesselt wurde, daß ich leider indiscret genug war, fast das Ganze zu lesen. Meine Verehrung für Sie könnte nur noch erhöht werden, wenn Sie sich als Ver- fasserin des Buches bekennen.“

„So gern ich auch Ihre Verehrung in erhöhtem Maße für mich in Anspruch nähme, muß ich doch der Wahrheit gemäß meine Versicherung wiederholen, daß ich niemals Annalen geschrieben habe“, erklärte die schöne Frau, und ihre Lippen kräuselten sich ein wenig ironisch. „Ich erfreue mich eines so guten Gedächtnisses, daß mir die wenigen denkwürdigen, des Niederschreibens werthen Lebensereignisse auch ohne Tagebuch treu in der Er- innerung bleiben, und über die kleinlichen Wechselfälle des Alltagslebens, oder über jeden thörichten Gedanken, der meinen Kopf kreuzte, gewissenhaft Chronik zu führen, das halte ich, gelinde gesagt, für Zeitverschwendung. Hier haben Sie meine Ansicht über Tagebücher.“

„Die kleine Heuchlerin, wie sie sich verstellen kann!“ dachte Otto, indem er sie lächelnd und leise kopfschüttelnd betrachtete. „Ich halte es für überflüssig, Ihnen den Werth und den Nutzen einer regelrechten Aufzeichnung der Lebensereignisse und Seelenvorgänge beweisen zu wollen“, äußerte er heiter. „Wie denken Sie hierüber, mein gnädiges Fräulein?“ Mit diesen Worten suchte er die in kühler Zurückhaltung verschanzte Blondtine freund- lich ins Gespräch zu ziehen.

„Mein Urtheil stimmt im Wesentlichen mit dem von Frau von Elz überein“, erwiderte diese und sah endlich von ihrer Handarbeit in die Höhe. „Wie unweise es namentlich ist, Gedanken, welche man keiner andern Menschenseele verrathen möchte, einem Buche anzuver- trauen, das verloren und von einem indiscreten Herrn gelesen werden kann, beweist Ihr Fund.“

Eine peinliche Pause entstand nach diesen in herbem Tone gesprochenen Worten. Otto fühlte sich gekränkt.

„Lassen wir das Thema fallen“, sagte er kalt und wandte sich ab, um sich dann in lebenswürdigster Weise ausschließlich mit Frau von Elz zu unterhalten.

Merkwürdig, die junge Wittwe, welche trotz der vielen Beweise freundlicher Theilnahme, die sie ihm ge- geben, ihm bis heute sehr gleichgiltig war, fesselte ihn jetzt ungemein. Ihr ganzes Wesen kam ihm durchgeistigter, ihre Erscheinung reizender vor als ehedem; ja, er be- gegnete nicht, wie er bisher so blind für ihre Vorzüge hatte sein können.

„Sie schienen, als wir kamen, in tiefes Nachsinnen über Ihre Bekürcen versunken“, bemerkte er im Laufe der Unterhaltung. „Darf ich fragen, mit welchem Schrift- steller Sie sich beschäftigten?“

Sie reichte ihm lächelnd das Buch. Mit einigem Befremden sah Otto, daß es das neueste Werk eines zeitgenössischen naturalistischen Autors war, das wohl nur mit Mühe unter der Censur durchgeschlüpft war.

„Wie gefällt Ihnen mein Lieblingsschriftsteller?“ fragte sie lachend.

„Ihr Lieblingsschriftsteller?“ Er sah erstaunt zu ihr empor. „Ah, Sie scherzen natürlich, meine Gnädige! Ich verstehe vollkommen, daß auch Sie die Werke des berühmten Mannes kennen lernen wollten, dessen Eleganz

des Stils, dessen Anmuth der Sprache unwiderstehlich ist. Doch eben darum ist er doppelt gefährlich. Ich bin der Ueberzeugung, daß er schon großes Unheil gestiftet hat, denn seine Nachwerke werden ja auch von unreifen Gemüthern mit Heißhunger verschlungen; wohin soll es führen, wenn sich diese Folgerungen aus der Moral ziehen, die er predigt?“

„Was wollen Sie?“ entgegnete sie lächelnd. „Sem Bestreben geht überall dahin, die Wirklichkeit zu erfassen und zu schildern. Er hält uns in seinen Werken Spiegel vor, welche die Dinge klar, unverhüllt und unbeschönigt zeigen, wie sie sind. Diese getreue, realistische Wieder- gabe des großen Lebens- und Interesseskampfes ist mir lieber, als die deutschen Thränenromane mit ihrem sil- bernen Mondschein und ihren schwächenden Burgfräulein.“

„Fast sollte man glauben, Sie hätten unsere herr- liche deutsche Literatur, den poetischen Ausdruck des Fühlens und Denkens unserer Nation gar nicht kennen gelernt“, sagte der Freiherr lächelnd. „Aber ich durch- schaue Sie. Einen kleinen Kampf wollen Sie eröffnen. Ich soll mich warm sprechen zum Lobe unserer deutschen Geistesforpnhäen, die von Ihnen besser gekannt und ge- würdigt werden, als von mir, damit Sie über meine ungeschickte Art der Bertheidigung lachen können. Den Gefallen thue ich Ihnen nicht! Lassen Sie mich Ihnen lieber erzählen“ — sein Auge sentte sich bei diesen Worten tief und innig in das ihre — „welchen Genuß ich gerade jetzt in der Schöpfung einer deutschen Schriftstellerin fand. Wie die Gedanken und Anschauungen von Ilse Treuen- fels Tag und Nacht im Innersten meiner Seele wieder- klingen.“

Sie mußte Anderes zu hören erwartet haben, denn ihre Mienen verdüsterten sich, und in gelangweiltem Tone warf sie hin:

„Sie begeisterten sich für das beschränkte Nachwerk einer Frau? Ilse Treuenfels ist mir zwar gänzlich un- bekannt, aber Frauen haben überhaupt nicht die Fähig- keit, gut zu schreiben. Der Mann allein ist dazu be- rechtigt, denn er nur kann sich die erforderliche Kenntniß aneignen, nur ihm steht die Welt offen ohne Grenze; er darf in die tiefsten Abgründe menschlichen Glend hinab steigen, er darf die Nachseiten des Lebens, kurz, alle Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen lernen.“

Otto schaute sie betroffen an.

„Sie sind schlechter Laune, meine Gnädige, und wollen durchaus einen kleinen Kampf hervorgerufen. Oder reizt es Sie vielleicht nur, aus meinem Munde bestätigt zu hören, daß eine ideal angehauchte Schöpfung von Ilse Treuenfels mit ihrem tiefen Gedankenreichtum unendlich viel veredelnder auf den Leser wirken, unendlich mehr Gutes stiften kann, als sämmtliche Werke Ihres natura- listischen französischen Autors, der freilich alle Schlupf- winkel des Lasters und der Verkommenheit aus eigener Anschauung zu kennen scheint und sie mit grauenhafter Drastik schildert. Tröstet Sie sich, das Vorurtheil gegen schriftstellerische Berufsthätigkeit der Frau, worunter Sie freilich nicht wenig leiden mögen, macht allmählig einer gerechteren Anschauung Platz. Durch hervorragende Dich- terinnen, von einer Sappho, einer Roswitha, bis zu einer Staël, einer George Sand, einer Fullerton, Droste- Gölshoff, einer Bradel und Herbert, ist längst unwider- leglich bekundet, daß die Frau ein Recht auf schrift- stellerische Wirksamkeit hat, ja, daß die Werke ihrer Feder als naturgemäße Ergänzung zu den literarischen Schöpf-

ungen der Männerwelt gelten müssen. Was der Mann an Geistesstärke und Lebenserfahrung voraus hat, das ersetzt die Frau durch Gemüthsstärke und Gestaltungskraft. Ihr ist die Gabe der stillen, sinnigen Beobachtung, der scharfe und sichere Blick für das innere Seelenleben verliehen; darum sind ihre Charakterzeichnungen meist so fein, so überaus lebenswahr."

Er hatte mit einer gewissen Wärme gesprochen und glaubte nun, den Widerschein seines eigenen Feuers auch aus ihren Augen strahlen zu sehen; er ward jedoch sehr enttäuscht.

In unmutig gereizter Stimmung rief sie aus:

"Gut, daß Sie endlich zum Schlusse kommen mit Ihrer Lobrede! Mich befehen Sie doch nicht. Ich lese grundsätzlich nichts von Blauschmuck-Verfälschtes. Federführende Frauen sind mir unausstehlich. Ich halte ihre Thätigkeit zum mindesten für überflüssig, für höchst unweiblich und der hergebrachten Sitte höhnisch."

Das war Kerger, wirklicher, ungeheuchelter Kerger! Otto konnte über ihre wahre Anschauung unmöglich länger im Zweifel bleiben. Er sah es nun klar, daß er sich in ihr getäuscht; der ganze Nimbus, womit seine Phantasie ihre Erscheinung umgeben, entwich. Er unterdrückte die Bemerkung, sie halte es wohl edler Frauen würdiger, einen großen Theil der Zeit am Büttische zu verbringen, auf wilden Pferden umher zu galoppiren und Cigaretten zu rauchen, und beschränkte sich darauf, achselzuckend zu erwidern:

"Auch ich sehe das größte, unbestrittene Verdienst der Frau in ihrem selbstlosen beglückenden Walten im Familienkreise. Doch kann ich nichts Unweibliches darin finden, wenn dieselbe sich mit den ihr von der Natur verliehenen Fähigkeiten an der allgemeinen Culturarbeit theilnimmt; die Unvermählte namentlich, deren Dasein sonst vielfach müßig und inhaltslos bleibt, erobert sich dadurch einen schönen Beruf, in dem sie segensbringend wirken kann. Für überflüssig halte ich die literarische Thätigkeit der Frau nicht, da die Welt nicht so überreich an tüchtigen Kräften ist, daß man die weibliche Mitarbeiterschaft auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften nicht freudig begrüßen dürfte."

Frau von Glz fand es unnötig, etwas zu entgegen; ihre Aufmerksamkeit schenkte vollständig von dem kunstgerechten Drehen einer Cigarette in Anspruch genommen.

Doktor Hesse, welcher sich lange eifrig mit Lily von Arendal unterhalten, die letzten Ausführungen Saarstein's aber gehört hatte, sagte jetzt lachend:

"Mein Freund platziert warm zu Gunsten einer Angelegenheit, die von Rechts wegen von ihm angegriffen und von den Damen vertheidigt werden müßte. Was halten Sie, mein gnädiges Fräulein, von der Thätigkeit der Frau auf literarischem Gebiet?"

Eine leichte Röthe flog über die feinen Blige Lily's.

"Ich muß bekennen, daß ich über dieses Thema noch gar nicht nachgedacht habe, obgleich die Frauenfrage ja in unserer Zeit viel besprochen wird", lautete ihre ausweichende Antwort.

Frau von Glz lachte hell auf.

"Da haben Sie die Kleine allerdings zu viel gefragt. Lily's Interesse geht nicht über die Grenzen der Kinderstube, der Küche und augenblicklich nicht einmal über ihre Handarbeit hinaus."

Die junge Dame erröthete auf's neue.

"Ich muß so fleißig an meiner Stickeret arbeiten, weil dieselbe zum Geburtstag meines Vaters fertig sein soll", erklärte sie lächelnd.

Otto aber wußte, daß die schöne Fran mit ihrer Behauptung nicht ganz bei der Wahrheit geblieben war, daß Fräulein von Arendal Sinn für Wissenschaften mit gediegener Bildung vereinigte, wenn sie auch mehr Freude daran zeigte, einem interessanten Gespräch zu lauschen, als selbst zu sprechen. Nachdem der poetische Glorienschein von Frau von Glz gewichen war und Saarstein in ihr nur mehr die oberflächliche, gefallsüchtige Frau sah, hatte er alle Lust an der ferneren Unterhaltung mit ihr verloren. Er versank in Schweigen und beneidete ordentlich seinen Freund um die leisen, freundlichen Worte, die verständnisvollen Blicke, welche dieser mit Lily tauschte. War es die zarte Röthe auf deren Wangen, war es der neue Ausdruck, der ihre vormals so ernst geschlossenen Lippen so wehmüthig lächeln ließ? — Nie war sie ihm so hübsch vorgekommen, wie heute. Er konnte ungestört sein Auge auf ihr ruhen lassen, da ihr glänzender Blick nicht ein einziges Mal zu ihm hinüberflog.

Frau von Glz, durch seine plötzliche Einsilbigkeit und Zerstreutheit offenbar verstimmt, machte bald zum Aufbruch. Die Herren gaben den nach Hause Gierenden das Geleite bis zum Bodethal und schieden hier mit der Versicherung, den Damen baldigst ihre Aufwartung unten im Hotel machen zu wollen.

"Unbegreiflich, wie ich auch nur einen Augenblick wähen konnte, die gedankenlose, kleine Kolette sei die Verfasserin jenes Tagebuches!" rief Saarstein, sobald er sich mit dem Freunde allein sah.

"Je nun", versetzte dieser, "alle äußeren Umstände vereinigten sich, um uns Derartiges glauben zu machen; ihr unleugbares, tiefes Interesse für Dich, die geradezu frappirende Thatsache ihrer Irrfahrt auf den Brocken, ihre Aehnlichkeit mit der von dem Köhler geschilderten Schönen, ihre Befangenheit beim Wiedersehen und so manches Andere ließ mich kaum an ihrer Identität mit Ilse Treuenfels zweifeln, bis ihr Ausfall auf schriftstellernde Frauen mich plötzlich eines Andern belehrte. Ich begreife es recht wohl, wie eine eitle, aber geistes-träge Frau, anstatt sich in ihrem Geschlechte gehen zu fühlen, wenn eine ihrer Schwestern sich über das Alltägliche erhebt, nur ihre eigene Armut um so bitterer empfindet und sich mit den Waffen der sogenannten Sitte an ihr rächt. Da zeigt Fräulein von Arendal doch edlere Gesinnungen. Die junge Dame mit ihrer bescheidenen Zurückhaltung, mit ihrer ruhigen Würde und ihrem klaren, gebiegenen Urtheil hat meine Achtung in hohem Grade erungen."

Der Freiherr nickte sinnend.

"Ich sagte Dir ja, daß ihr Wesen auch mich einst eigenthümlich fesselte. Nachdem sie mich aber scheinbar ohne allen Grund so kränkte, belundete ich mein Verlehtsein wahrscheinlich durch große Nichtbeachtung, und sie — nun Du wirst zugeben, daß ihr Benehmen mir gegenüber nichts an Kälte zu wünschen übrig läßt. Ich möchte sie mit dem glatten, stets zum Gefrieren bereiten Eismeer vergleichen. Die Worte, welche ich an sie richtete, sind gleichsam die Nuderfäße, deren Bewegungen mit zauberhafter Schnelle das Grundeis der Tiefe an die Oberfläche befördern und diese plötzlich zu einer harten Rinde erstarrten lassen."

"Der grönländische Vergleich imponirt mir zwar

sehr“, behauptete Hesse lächelnd, „aber mit dem besten Willen konnte ich bei Fräulein von Arendal nichts von türkischem Grundbeis wahrnehmen. Viel lieber möchte ich die junge Dame mit Champagner in Eis vergleichen. Unter der kalten Oberfläche birgt sich nur mühsam die innere Gluth. Es gibt für mich nichts Reizvolleres, als der Gegensatz solcher äußern Kälte und inneren Feuers, dessen Flamme man durch die krySTALLNE HÜLLE LOBERN SIEHT.“
(Schluß folgt.)

Die „Pfingsttage zu Seeg“.

Von Adolph Müller.

(Nachdruck verboten.)

In den heurigen Adventtagen wurden es 100 Jahre, daß im Pfarrhof des Dorfes Seeg i. A., jetzt eine Station auf der Rnie Füssen—Oberdorf, merkwürdige Dinge geschahen.

Dieser Pfarrhof war nämlich damals längere Zeit der Mittelpunkt einer eigenthümlichen, mystisch-religiösen Bewegung, welche vom Gebiete des Fürstbistums von Kempten ausging und über die Gegenden diesseits und jenseits der Aler und der Wertach sich immer weiter verbreitete.

Der katholische Pfarrer Martin Boos, ein naher Verwandter des Pfarrers von Seeg, machte durch seine Predigten großes Aufsehen. Er drang bei seinen Zuhörern auf lebendiges Christenthum, schalt sie Judenchristen, die in äußerlicher Werthheiligkeit sich plagen und zu keinem Frieden gelangen werden, bis der heilige Geist sie nicht taufe mit Feuer und zum wahren Leben erwecke.

Ueber den Erfolg seiner Thätigkeit auf der Kanzel, im Beichtstuhl und beim Privatungang schreibt Boos selbst: „Im Jahre 1795 und 96 bekamen diese mühseligen und beladenen Seelen einen überaus klaren und hellen, tiefen Blick in das Geheimniß, Christus für uns und in uns.“ Später schreibt er: „Sie glaubten nämlich lebendig, als sähen sie es, daß ihnen Gott um Jesu Blut und Tod willen ihre Sünden vergeben, und daß Christus vom Vater auch ihnen gemacht sei zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. Und zum Zeichen, daß sie nicht fehl gegriffen und geglaubt hätten, wurden sie auf der Stelle mit dem heiligen Geiste getauft, sie bekamen in ihrem Inwendigen neuen Frieden, das brennende Sündengefühl war verschwunden, der heilige Geist gab ihrem Geiste Zeugniß, daß sie Kinder Gottes seien.“ Solche Leute nannte Boos „Bekehrte“ oder „Erweckte“, während sie unter sich Brüder und Schwestern sich hießen und fest zusammenhielten. Der Gegensatz, in den diese Christen bald zu den andern Leuten traten, erregte vielfach Eifersucht, Spott und Streik, während die in den Kreisen der Erweckten vor kommenden Träume, Gesichte und Erscheinungen ihnen den Schein des Mystischen und Geheimnißvollen gaben.

Der Pfarrer von Seeg, Joh. Mich. Feneberg, dessen Kaplan Boos früher war, hörte von der neuen Bewegung, und sein frommes und inniges Gemüth wurde mächtig davon gepackt. Seine ganze geistige Veranlagung wie dessen bisherigen oft recht trüben äußeren Lebensverhältnisse hatten seinem religiösen Leben überhaupt eine mehr nach innen gehende Richtung gewiesen. Er war als Professor zu Dillingen mancherlei Anfeindungen ausgesetzt gewesen; darum trat er im Jahre 1793 die Pfarrei Seeg an. Bald nach seinem Antritt brach er auf dem Heimritt von einer Fällale den Fuß, der ihm durch eine

schmerzhaftige Operation abgenommen wurde. Er trug aber sein Unglück mit bewundernswerther Geduld und unterschrieb seitdem die Briefe an seine Freunde mit den Namen: Einsüßer oder Stelzenmächel. Einer von seinen Kaplänen, der liebe Christoph Schmid, schreibt über Feneberg, daß er ein „verehrungswürdiger, frommer, wohlwollender, menschenfreundlicher, kenntnißreicher Mann“ gewesen sei. Professor Sailer, der nachmalige Bischof, aber gab ihm den schönen Namen „Nathanael“, weil in ihm kein Falsch und Arg war.

Feneberg ehrte Sailer's edlen Charakter und hohe Bildung; es lag ihm beßwegen viel daran, das Urtheil dieses Gelehrten über die Erweckungen des Boos kennen zu lernen. Erst dann getraute er sich der neuen Bewegung näher zu treten. Auch Boos wünschte, den frommen und hochgeachteten Sailer, seinen ehemaligen Lehrer, für seine Sache zu gewinnen.

Professor Sailer lebte nach seiner Entlassung von der Dillinger Universität in Ebersberg bei einem Freunde. Er beschäftigte sich dort viel mit den Schriften der deutschen Mystiker wie Tauler, Suso u. A. Bisweilen besuchte er seine Freunde da und dort, um sich mit ihnen „in camera caritatis“, wie er sagte, in vertrauten Gesprächen auszutauschen.

Bei einem solchen Besuch seines Freundes Feneberg am 18. Dezember im Jahre 1796 sollte er nun auch mit der von Boos angeführten, neuen Bewegung zum ersten Male in Berührung kommen.

Boos erschien in Begleitung einiger Erwecker gegen Abend bei Sailer im Pfarrhose zu Seeg. Er war damals Kaplan in Wiggensbach. Unter den Erweckten, die er mitbrachte, war ein Bauernmädchen aus Wertach, die früher in Ungarn gebiert hatte. Sie hieß Therese Erdt und wird von Boos gerühmt als eine „die voll Einfalt und heiligen Geistes“ war. Diese Therese sollte nun an Sailer zur Prophetin werden. Sie hatte ihn kaum erblickt, da rief sie mit erhobener Stimme aus: „Du bist noch ein Pharisäer und Schriftgelehrter, Du hast zwar die Wassertaufe Johannis, aber noch nicht die Geistes- und Feuertaufe Jesu empfangen. Du hast zwar aus dem Gnadenbächlein schon viel getrunken, aber in das Meer der Gnaden bist Du noch nicht gekommen. Und wenn Du dazu kommen willst, mußt Du klein werden, wie ein Kind.“

Alle waren erstaunt über diese Rede, am meisten der Angerebete. Das Mädchen bemerkte Sailer's Verlegenheit, der kein Wort sagte, und fügte wie zur Entschuldigung bei, Boos habe ihr zwar auf dem Herwege verboten, so zu reden, aber sie müsse so reden, weil es ihr Gott so eingegeben habe. Uebrigens war ihre Auredede nichts anderes als ein Nachklang der Lehre und Predigt ihres Seelenführers Boos.

Feneberg wurde an jenem Abend so angegriffen, daß er sich frühzeitig zur Ruhe begab. Auch Sailer, dem die Vorwürfe einer Magd, die eigentlich ihm zur Prüfung vorgeführt war, wehe thaten, entzog sich stille dem Kreise der Erweckten und ging zu Bette. Andern Tages reiste er sehr frühe ab. Man wollte ihn zum Bleiben nöthigen, allein er eilte fort. Beim Abschied rief ihm Therese Erdt wiederum im Geiste der Adventzeit zu: „Er kam zu den Seinigen, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf; die ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden.“ Sailer sagte darauf nur: „gut, gut“, nachdem er kurz vorher sich Boos

gegenüber äußerte, das, was dieser sage, leuchte ihm ein und sei schriftmäßig, in die Prophetenworte der Erbt aber könne er sich nicht finden.

Als Sailer abgereist war, überkam es die Zurückgebliebenen doch wie Neue. Sailer war mit trüber Miene von ihnen geschieden. Sie glaubten, er sei heileibt. Boos weinte, und auch die Prophetin begann zu schluchzen. Auf einmal sprach sie: „Seid getrost, es widerfährt ihm auf dem Wege noch Gnade, Gott thut ein Wunder an ihm. Der Herr wird seinem Herzen erscheinen.“ In der That schickte Sailer einige Stunden nach seiner Abreise einen Zettel an Feneberg, auf dem in lateinischer Sprache die Worte standen: „Liebste Brüder, Gott gab mir eine unansprechliche Ruhe des Gemüthes. Ich zweifle nicht, daß der Herr im sanften Säufeln gekommen oder schon da ist. Ich glaube, daß Johannes mit Wasser, Christus aber mit dem Geiste taufe. Betet, Brüder, daß wir nicht in Versuchung fallen. Das Uebrige wollen wir Gott überlassen. Lebet wohl!“

Dieses Schreiben war in den Augen des Boos und seiner Anhänger von großer Bedeutung. Sie hielten Sailer nun für einen Erweckten, für einen der Ihren. Er hat sie nicht entschieden verurtheilt, indeß ihnen während zugerufen: „Betet, daß wir nicht in Versuchung fallen.“

Da nun auch Feneberg mit seinen beiden Kaplänen von jenen Tagen an sich Boos und seiner Sache enger angeschlossen, so hießen diese Adventtage im Kreise der Eingeweihten nur mehr „die Pfingsttage von Seeg“. Und ähnlich wie Feneberg in diesen Kreisen den biblischen Namen „Nathanael“ trug, erhielten auch seine Kapläne nach ihrer Erweckung solche Namen. Der eine, Kaver Bayer, wurde „Martus“ und der andere, Andreas Siller, „Silas“ geheißten. Bald nach dieser Begebenheit im Pfarrhof zu Seeg hielt Boos in Wiggensbach eine sehr aufregende Predigt. Die Gemeinde spaltete sich in Parteien, und Boos, seines Lebens nicht mehr sicher, flüchtete auf einem alten Schimmel zu Feneberg nach Seeg. Die kirchliche Behörde sah sich veranlaßt, die neue religiöse Bewegung zu untersuchen. Bis herein in das gegenwärtige Jahrhundert aber konnte sie dauern, weil ihre Führer oft aus weiter Ferne die Erweckten und Eingeweihten zum Ausharren ermunterten.

Was ist nun aus allen jenen geworden, welche einst die „Pfingsttage“ in Seeg miterlebten? Sailer erhielt 3 Jahre nach dem erzählten Begebnis eine Professur auf der Universität Ingolstadt; Boos hat sich über ihn später öfter beklagt, daß er so viel „Gelehrtes“ an sich habe und seine Sache für Schwärmerie halte. Der Letzgenannte wanderte Ende des vorigen Jahrhunderts nach Oesterreich aus, wo er als Pfarrer in Gallneukirchen bei Linz lebte. Von hier aus kam er nach Sayn bei Neuwied am Rhein und starb dort im Jahre 1825. Kurz vor seinem Tode hatte er gehört, daß 400 seiner Anhänger in Gallneukirchen aus der Kirche ausgeschlossen wurden. „Bei diesen 400 möchte ich sein“, schrieb er darüber. Der Pfarrer Feneberg starb 1812 in Böhringen. Christoph Schmid stand an dem Sterbepulte des von seiner Gemeinde tief betraurten und von seinen Freunden herzlich geliebten Mannes. Einer der Kapläne aus der Seeger Zeit, Andreas Siller, ist ihm fünf Jahre früher in die Ewigkeit vorausgeeilt. Er war Pfarrer in Krumbach, wo er mit Segen wirkte. Der andere Kaplan, Kaver Bayer, hat als

Pfarrer in Pfronten wiederholt ein rühmliches Zeugniß seiner Treue gegen den König abgelegt und muthig den aufrührerischen Bauern ihre Sünde vorgehalten.

Und was ist aus der Hauptperson der Seeger Ereignisse geworden, aus der prophetischen Maad Therese Erbt? Ihre Zukunft war keine glückliche. Nach mancherlei Fahrten durchs Ries und das Bayerische schloß sie eine Gewissensruhe mit einem, dessen Stand schon eine Ehe nicht ermöglichte. „Wir sind Kinder Gottes“, sagte sie einst zu einem Geisllichen, der sie auf die Gefahren ihres schwärmerischen Geistes hingewiesen hat.

Aus der Zeit der Verbündeten.

Von Friedrich Koch-Breuberg.

[Nachdruck verboten.]

Das war ein verändertes Paris im Frühling des Jahres 1813! — Am Neujahr hatte Napoleon gewünscht, daß die in der Hauptstadt anwesenden Mitglieder seiner Familie rauschende Feste in ihren Palästen veranstalten sollten, damit dem Volke das Erblichen seines Sternes nicht zu sehr zum Bewußtsein gelange. Ein Wunsch des Kaisers bildete im Winter 1813 trotz des kurz vorher in Rußland erlebten Mißerfolges für Paris, für Frankreich noch immer einen Befehl, und man tanzte und amüßte sich.

Dann aber, nach der Kriegserklärung, war es rasch abwärts gegangen.

Am 24. Januar verließ Napoleon die Tuilerien, um sich zur Armee zu begeben. In den Palästen, in welchen man eben noch Quadrillen getanzt, zu denen die schöne Königin von Holland die Costüme und die Musik erkundete, zapfte man nun eifrig Charpie und erwartete mit Hoffnung oder mit Bangen die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Es gibt heutzutage noch viele, welche da glauben, der Marsch nach Paris sei den Verbündeten so recht leicht geworden. Das ist aber eine ebenso falsche Annahme als jene, nach welcher die Strenge des russischen Winters die Armee Napoleons vernichtet habe. Nicht Eis und Schnee, sondern die vorher erduldeten Gluthitze in den öden Steppen bildete den Hauptgrund des Mißerfolges. Obwohl Napoleon alles that, um die Verbündeten aufzubalten, so gebot er doch über eine zu geringe Macht, und am 28. März 1814 war der Feind nur mehr fünf Meilen von Paris entfernt.

Die Kosaken kommen!

Dieser Schreckensruf durchhallte die Hauptstadt. Man etwas besah, verbarg es oder vermauerte es. Die Herzogin von Bassano ließ alle ihre Juwelen und ihr Silber in eine Kammer bringen, und die Thüre wurde zugemauert. Aber, o Schrecken — hinter der gut verkleideten Wand ertönten stündlich laute Glockenschläge! Man hatte einige Tage lang gehende Pendulen in das Versteck gebracht und vergessen, sie vorher ablaufen zu lassen.

Ehe die Verbündeten Paris betraten, war die Kaiserin Marie-Louise nach Blois geflohen. Sie hatte darauf verzichtet, die Hauptstadt zu vertheidigen. Die Rolle, welche sie in jenen Tagen und überhaupt ihr Leben lang spielte, läßt kalt, um sich gelinde auszudrücken. Später ließ sie sich sammt allen Krondiamanten fangen — man sagte, absichtlich, denn der sonst so lustige König von Westfalen soll sie handgreiflich zu der sehr verspäteten Fahrt von Blois nach dem Süden haben zwingen wollen.

Umgehindert und unter dem Jubelruf der Adelligen des Faubourg St. Germain zogen die Verbündeten in Paris ein. Die gefürchteten Kosaken besetzten die Thore. Keine Seele getraute sich mehr den Namen Napoleon laut auszusprechen. Alles lief mit riesigen weißen Kofarden in den Straßen herum, selbst jene, welche vor zwanzig Jahren kein Roth, das republikanisch und blutig genug erschienen wäre, hatten aufstreifen können. Ueberhaupt — je mehr man sich in die Geschichte verliert, einen desto größeren Abscheu bekommt man vor der Menge.

Die Familie Napoleons, deren Throne und Kronen bedenklich wankten, erwartete überall umher zerstreut ihr

Schicksal. Der Kaiser befand sich in Fontainebleau, Marie-Louise mit ihren Schwägern in Rambouillet, die vielgeprüfte, geschiedene Kaiserin Josefine vorerst in Navarra und dann in Malmaison, wohin sich auch die mutthige Königin Hortense von Holland begeben hatte, die einzige der Familie, welche für die Vertheidigung von Paris gestimmt hatte. In Paris selbst war unterdessen in den Tuilerien ein Bourbon eingezogen und hatte aus den Händen der Verbündeten die Krone seiner Väter empfangen. Die schöne Gräfin du Cayla hatte gehörig dafür intrigirt, obwohl sie noch vor Kurzem viel am Hofe Napoleons gesehen worden war. Lebte man doch in den Tagen eines Talleyrand und hatte doch Napoleon diese Gesellschaft selbst großgezogen! Außer dem wiedererstandenen König von Frankreich residirte Alexander I. in Paris und nahm sich aller schönen Frauen, übrigens auch in ritterlichster Weise der Familie Napoleons, den er noch immer seinen großen Freund nannte, an. Nach dem Kaiser von Rußland war Friedrich Wilhelm III. mit seinen Söhnen Friedrich Wilhelm und Wilhelm eingetroffen. Der Kaiser von Oesterreich hatte sich von Paris aus zu seiner Tochter nach Rambouillet begeben, um sie zu trösten, was bei der Haltung Marie-Louisens wohl überflüssig war.

Während nun alle Napoleoniden nur bestrebt waren, für sich an Rang und Apanagen zu retten, was es noch zu retten gab, benahmen sich die Geschwister Beauharnais allein würdig. Der Vicekönig von Italien, mit einer Tochter des Königs von Bayern vermählt, war überhaupt ein ritterlicher Charakter, aber auch die in der Geschichte vielfach verkannte Königin Hortense verdient in jenen Tagen alles Lob. Zuerst eilt sie nach Navarra, um ihre Mutter zu trösten, dann nach Rambouillet, um Marie-Louisen beizustehen, welche sie natürlich sehr schlecht empfängt, dann begleitet sie Josefinen nach Malmaison, ist aber lange nicht dazu zu bewegen, nach Paris zu kommen, obwohl ihr Alexander sagen läßt, er sehe sich genöthigt, nun die Königin selbst aufzusuchen, da sie nicht einmal etwas für ihre Kinder zu erreichen bestrebt sei.

Hortense besah, obwohl sie ihren Gemahl, Ludwig, König von Holland, den einzigen Napoleoniden, der stets groß und edel handelte, nicht liebte, viele ähnliche Charaktereigenschaften wie dieser. Sie trug sich damals mit der Idee, nach Martinique auszuwandern, denn sie selbst hatte nie an den Bestand der napoleonischen Herrlichkeit geglaubt.

Vorzüglich den Bemühungen Alexanders I. war es gelungen, für ihren Gemahl das Herzogthum St. Leon mit einer Apanage von 400,000 Francs zu erhalten. Wiederholt ließ der Czar die Königin bitten, nach Paris zu kommen; das schwedische Infanterie-Regiment, welches in ihrem Palast Quartier genommen, hatte ihn auf seine Anordnung hin geräumt.

Endlich traf sie mit ihren beiden Söhnen ein. Sogleich eilte Alexander zu ihr, und als er die schöne Frau allein, ohne Hofstaat und Dienerschaft fand, meinte der Beherrscher aller Reußen, dem sein Gemüth war allzeit etwas weich. Am Abend schon nahm er den Thee bei Hortense. Diese Kunde durcheilte das aufgeregte Paris. Ehe der Kaiser zum Thee erschienen war, hatte sich schon die schöne Gräfin du Cayla eingefunden. Es ehrt den Kaiser wirklich, daß er dieser Dame nur einen erstaunten Blick zuwarf, aber kein Wort mit ihr sprach. Dafür begann der ebenfalls anwesende Bruder Hortensens ein Gespräch mit der Intrigantinn und sagte ihr schließlich recht derb seine Ansicht.

Einige Tage darauf sprach der König von Preußen den Wunsch aus, mit seinen beiden Söhnen bei der Kaiserin Josefine in Malmaison zu diniren. Sogleich erfolgte eine Einladung, und Alexander I. wurde auch gebeten, was er gerne annahm, denn Hortense hatte sich sogleich wieder zu ihrer Mutter begeben.

Da der Kaiser von Rußland mit seinen beiden jüngeren Brüdern etwas frühe erschienen war, hatte man die Kinder Hortensens mit ihrer Gouvernante in den Salon treten lassen. Hortense litt es nie, daß man ihre Söhne bei ihren Titeln nannte, sie meinte, die Vornamen genügen schon. Die kleinen Prinzen machten daher große Augen, als sie der Czar mit „Kaiserliche Hoheit“ und „Monsieur“ ansprach.

Bald darauf erschien Friedrich Wilhelm III. mit seinen Söhnen, welche schon den Krieg mitgemacht hatten, und während sich die Fürstlichkeiten begrüßten, zog sich die Gouvernante in eine Ecke zurück.

„Wer ist das?“ fragte der kleine Louis-Napoleon.

„Das ist der König von Preußen.“

„Ist das auch mein Onkel?“ meinte der kleine Prinz.

„Nein“, erwiderte die Gouvernante. „Sie haben den König mit „Sire“ anzureden.“

„Über warum ist er nicht mein Onkel? Alle Könige, welche bisher hier waren, nannte ich Onkel.“

Die Gouvernante erklärte dem Kinde, daß die beiden anwesenden Herrscher die Besieger Frankreichs seien.

„Also sind sie Feinde. Warum haben sie mich dann geküßt?“ rief Napoleon III.

„Weil es geneigte Feinde sind, und weil sie Ihren Eltern und Onkeln helfen“, suchte die geängstigte Gouvernante dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Also darf ich sie lieben?“

„Nicht allein das, sondern Sie müssen ihnen dankbar sein, besonders dem Kaiser von Rußland.“

Nochmals wurden die Kinder geküßt, dann von der Gouvernante weggeführt.

Kaiser Wilhelm I., damals noch im Jünglingsalter sich befindend, wird sich nicht sehr für den kleinen, vorwärtigen Knaben interessiert haben. Es ist das nicht die Gewohnheit junger Leute. Ob er sich später wohl erinnerte, daß er Napoleon III., den er nach Sedan zuletzt gesprochen, in Malmaison zum ersten Male gesehen hatte? Napoleon war übrigens, was so oft bestritten wurde, ein Mensch von weicher Gemüthsanlage. Ein Zug der Dankbarkeit fehlte ihm nie, den er auch als Kaiser gegen Personen, die ihm in den Tagen des Unglücks freundlich begegnet waren, stets an den Tag legte.

Dem Czar dankte er jedoch schon als Knabe. Am Tage nach diesem Diner erscheint Alexander I. wieder in Malmaison. Da springt der kleine Napoleon in den Salon und drückt dem Kaiser etwas in die Hand.

Hortense verweist dem Kinde strenge dieses Benehmen, und der Kleine sagt darauf weinend:

„Ach, das ist der King, den mir Onkel Eugen geschenkt hat! Da uns der Kaiser Gutes thut, habe ich ihm danken wollen.“

Alexander I. küßte den Knaben und befestigte den Ring an seiner Uhrkette. Was doch das Leben oft aus einem unschuldigen Kinde macht! Dieser Knabe — später durch einen Staatsstreich selbst Kaiser geworden — bekriegte Rußland und Deutschland und wanderte, vom Letzteren besiegt und gefangen, noch einmal ins Exil.

Die Pariser aber feierten im Frühjahr 1814 die Verbündeten. Satte man zuerst voll Entsetzen ausgerufen: „Die Kosaken kommen!“ — man benahm sich sehr bald viel weniger furchtsam, und was die Französimen der damaligen Zeit betrifft, kann man behaupten, daß sie den Verbündeten buchstäblich um den Hals fielen. Jede vornehme Dame in Paris wollte einen Offizier der Verbündeten im Quartier haben, und die bösen Zungen erhielten damals unendlichen Stoff. Beim Einzuge Ludwigs XVIII. weigerte sich ein französisches Regiment „vive le roi!“ zu rufen. Die Frau Gräfin A fuhr in ihrem Wagen vor dies Regiment, befestigte ihr weißes Taschentuch an ihrem Sonnenschirm als Alientafel und sagte: „Soldaten! Wer Hoch der König ruft, bekommt von mir Wein.“ Keine Stimme antwortete aus dem Regiment.

Doch die Gräfin ließ nicht nach.

„Wer Hoch der König ruft, bekommt einen Kuß!“

Ungeheuer ungalant waren die Soldaten des Regiments, denn die Gräfin war als hübsch bekant. Ungeküßt mußte sie von der Front fahren, und der Pariser Volkswitz steigerte ihre Angebote ins Unerhörte. Ludwig XVIII. äußerte sich später selbst: „Die Damen haben sich damals sehr unwürdig betragen.“

In Paris muß eben immer etwas in Mode sein. Die angebeteten Napoleoniden waren geküßt, für die Bourbonen mochte man nicht schwärmen, und so schwärmte man für die Verbündeten, wie man heutzutage für die Russen schwärmt.

Allerlei.

Der Türkis, jener geschätzte Edelstein, der namentlich im Orient so sehr beliebt ist, wird in größerer Menge eigentlich nur in der Nähe von Nischapur im nördlichen Persien gefunden, wo auf denselben regelrecht bergmännisch gegraben wird, allerdings in der denkbar primitivsten, orientalisches-lässigen Weise. Ein sehr großer Stollen führt in einen den Edelstein führenden Hügel, welcher aber so eng ist, daß ihn nur ein Mann kriechend befahren kann. Der Stollen mündet in einen weiteren Raum, von welchem aus nach Guldänten mehrere Gänge angeschlagen sind; von dem mittleren Raum geht ein Schacht nach oben, wo zwei Männer mittelst eines Handspels das unten von den Bergleuten losgebrochene Gestein zu Tage fördern, wobei als Förderwagen ein Sack aus Schaffell dient. Das Gestein wird sodann sortirt und die gefundenen Türkise im rohen Zustande nach Meshed geschickt, wo sie geschnitten und verarbeitet werden. Letzter haben die Nischapur-Türkise die üble Eigenschaft, sich sehr bald zu entfärben, weshalb dieselben im Orient stets mißtrauisch betrachtet werden und keine hohen Preise erzielen, so daß die persischen Händler mit Vorliebe europäische, die üble Eigenschaft dieser Steine nicht kennende Kaufleute damit zu übervortheilen suchen; große, prachtvolle, tabellos erscheinende derartige Steine sind daher erst für einige Mark nach unserem Gelde in Persien zu erstehen, die aber ihren geringen Werth bald durch die erwähnte üble Eigenschaft documentiren. [Mitgetheilt vom Internationalen Patentbureau Carl Fr. Reichelt, Berlin NW. 6.]

Wie der Großvater zur Großmutter kam, erfieht man aus folgendem Heirathsantrag, der den „Leipziger N. N.“ aus einem sächsischen Familienarchiv zur Verfügung gestellt wird. „Einer hochverehrten Demoiselle et castera“, beginnt das jetzt gerade 100 Jahre alte Schriftstück, „habe ich andurch nicht verhalten zu wollen geglaubt, was maßen sich meine zu Ihnen tragende Liebe demalen ohnmächtig länger zurück halten läßt, sondern tagtäglich sich vermehrend mich unausgesetzt andrängt, daß wiederholt darob schon thun wollende Bekenntniß endlich einmal zu bewerkthätigen, wobei ich jedoch meiner Liebwerthesten Demoiselle nicht unangezeigt lassen kann, daß wenn es hierunter auf die selbstredende Billigung ankommen sollte, solche daher um desto plausibler sein würde, als zuverlässig es ist, daß ich männlicher Obliegenheit nach mich angelegentlichsten Fleißes bestrebt habe, hochderoselben die unterthänigsten und nachdrucksamsten Versicherungen meiner Unterbereithwilligkeit werththätig und gefällig zu erproben. Ich lasse es auf Dero allenfälliger Geneigtheit und Zutragenheit beruhen, alldieweil mir nach der reiflichsten Ueberlegung nicht befallig ist, mich der quästionirten Demoiselle jemals unwürdigt zu haben, noch auch dabei derlei zu thun mir jemals und irgendwie in den Sinn zu kommen unter obwaltenden Umständen überhaupt möglich und angemessen wäre. So lebe ich des abhelflichen Vertrauens, respectue zunächstiger Erwartung „Besagte Demoiselle möchten mit Ihrem Allerwerthesten hochgeneigtest bemessene Befehle ertheilen, damit alle zu einer gesetzmäßigen Verehelichung erforderlichen Anstalten vorgelehret und zu deren nächstigem glücklichen Ende Bewirkung einer nach meiner äußersten Liebe lediglich abzumessenden Tagesfahrt anberaunt werde“, als worüber

und was ich sonst noch des Weiteren hätte beantragen mögen, dürfen, können und sollen in tiefster Ehrfurcht und allem Respekt um Resolution bitte, als der quästionirten hochschätzbaren Demoiselle Dienstergeber Johann Gottlob R...r, Registrator und Sporteleinnehmer.“

Ein Record in der Grobheit. Im humoristischen Theile der Schweizerischen Wochenzeitung des Herrn Jean Frey in Zürich stand kürzlich zu lesen: „Saken da jüngst einige Journalisten beisammen und besprachen die Personalien der schweizerischen Journalisten. Man meinte, die ältesten im Beruf sind Condrau (Gazetta Romanska) und Stephan Born (Basler Nachrichten), die reichsten Micheli (Journal de Genève) und Zellweger (Allgemeine Schweizerische Zeitung), die größten Dürrenmatt (Buchzeitung) und Attenhofer (Stadtbote), die jüngsten Wettstein und Schürler (von der Züricher Post), aber die liebenswürdigsten seien Baumberger (von der Dörschweiz) und der ewig lebige Bühler (vom Bund).“ Darauf antwortete Attenhofer im Stadtbote dem Redakteur der Schweizerischen Wochenzeitung (Jean Frey) folgendermaßen: „Dein Register hat ein Loch, großer Versicherungshauptmann. Du hast unter den schweizerischen Journalisten den dümmsten weggelassen — aber ich kann es Dir nicht verargen.“

Salve Regina!

Horch! Die Vesperglocke künnet
Durch des Klosters stille Hallen,
Aus den Zellen leise betend
Zum Altar die Mönche wallen.

Bleich von Opfer und Entfagung,
Ernste, schweigende Gestalten:
Auf's Gewand, das dunkle, fließen
Schneig weiß des Mantels Falten.

Magisch in den hehren Hallen
Strahlt der Kerzen sanft Gesimmer,
Mild der Jungfrau Bild erleuchtend
In des Zwielichts matten Schimmer.

Und sie neigen sich in Demuth
Vor der Hochgebenedeiten,
Und es zieht ihr Gruß wie Weihrauch
Auf zu ihr, der Gottgeweihten:

„Salve, hehre Königinne,
Mutter der Barmherzigkeit,
Un'res Lebens süße Minne,
Unser Hoffen allezeit.

Sieh, der Gnad'inder Sehnen
Geht, Fürsprecherin, zu dir;
Eya in dem Thal der Thränen,
Nach dir seufzend trauern wir.

Ach, auf un'res Glends Flehen
Mit barmherzigen Augen schau',
Lass' uns deinen Jesum sehen,
Güt'ge, süße, milde Frau!“

Heimwehbang der Hymnus schwebet,
Ueber'm lauten Stadtgetriebe,
Deckt mit seinen Silberschwüngen
Erdenhaß und Erdenliebe.

Uebertönt mit sanftem Klänge
Fromm der Weltlust eitle Leber,
Und der Jungfrau Segen senkt sich
Mild auf Stadt und Kloster nieder.

Würzburg-Augsburg.

A. B.

Schach.

Augsburger Schachblatt.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Geschichte des Schachspiels.

VI.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts, wie im Mittelalter überhaupt, waren die besonderen Pflanzstätten des Schachspiels Italien und Spanien, woselbst seine Pflege gleichzeitig mit jener der Wissenschaften mächtig zunahm. Zu den eifrigsten Gönnern des Spiels zählte der König Alfons X. der Weise von Kastilien und Leon, der während seiner Regierungszeit (1252—1284) zu Sevilla den berühmten Pergamentcodex herstellen liess, in welchem neben den anderen Spielen auch die damals vorhandenen literarischen Aufzeichnungen über das Schach Aufnahme fanden. Etwas später, im Jahre 1298, verfertigte zu Barcelona Jedaia Penini seine Handschrift über die Geschichte des Schachspiels. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert sind uns ausserdem mehrere französische, sowie 2 lateinische aus Bologna stammende Manuscripte erhalten, welche interessante Aufschlüsse über die damals bereits vorhandene Vorliebe für das Aufgabewesen enthalten. Um das Jahr 1300 gab auch der Frater Jakobus aus Cessoles, Magister der Theologie und Dominikaner zu Reims, seine Zusammenstellung einer symbolischen Sitten- und Staatsklugheitslehre heraus, in welcher er das Schachspiel vergleichsweise als ein Spiegelbild der göttlichen Weltordnung wie des socialen Lebens betrachtet und eingehend ausführt. Aber nicht allein in Europa, sondern auch im Morgenlande hatte sich das Schach im Mittelalter zunehmender Pflege zu erfreuen. So zählte namentlich der grosse Mongolenfürst Timur Lenk zu seinen Anhängern. An dessen Hofe lebte der persische Schachmeister Ali Shantraji, von dem wir kürzlich bereits eine Aufgabe gebracht haben (Nr. 5). — Seiner Vorliebe für das Schach gab Timur u. A. auch dadurch Ausdruck, dass er seinem Sohne zum Andenken an die siegreiche Schlacht bei Angora (24. Juli 1402), in welcher Sultan Bajazid Jilderim in seine Gefangenschaft gerieth, den Namen „Schachroch“ beilegte, weil mit dem Sultan gewissermassen die wichtigste Figur des Gegners (damals der Roch-Thurm) in seine Gewalt gerathen war. —

(Fortsetzung dieses Abschnittes in 14 Tagen.)

Nachrichten aus der Schachwelt.

Moskau. Stand des Matches Lasker-Steinitz nach der 10. Partie vom 12. Dez. c.: Lasker + 6, Steinitz + 0. Remis 4.

Partie Nr. 10.

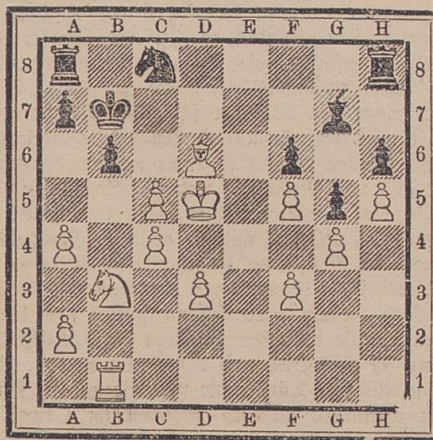
Die folgende Partie erhielt den Ehren-Preis für das eleganteste Spiel in dem süd-englischen Amateur-Turnier zu Clifton, September 1896.

Läuferbauer gegen Königsbauer.

Züge	Weiss: Gunston.	Schwarz: Lambert.	Züge	Weiss: Gunston.	Schwarz: Lambert.
1	e2—e4	c7—c6	14	Lc2—b3	e5—e4
2	d2—d4	d7—d5	15	Se3×d5(b)	e4×f3(c)
3	e4×d5	c6×d5	16	De2×e8!	Tf8×e8
4	Sg1—f3	Sb8—c6	17	Te1×e8+	Lg7—f8
5	e2—c3	Sg8—f6	18	Lc1—h6	Le8—e6
6	Lf1—d3	g7—g6	19	Te8×a8	Sc6—d8
7	0—0	Lf8—g7	20	Lh6—f4	Dd6—d7
8	Tf1—e1	0—0	21	Sd5×f6	Dd7—e7
9	Sb1—d2	Sf6—e8	22	Ta1—e1	Kh8—g7
10	Sd2—f1	Dd8—d6	23	Ta8×d8(d)	De7×d8
11	Dd1—e2	f7—f6	24	Te1×e6	Lf6—e7
12	Sf1—e3(a)	Kg8—h8	25	Lf4—e5	Kg7—h6
13	Ld3—c2	e7—e5	26	Te6×e7(e)	Aufgegeben.

a) In der Absicht, den Bauer d5 zu schlagen, da der Springer wegen 14. Ld3—e4 nicht wieder genommen werden dürfte.

Mit nachstehendem originellen Scherzproblem hoffen wir unseren Lesern wieder ein Vergnügen zu bereiten:
(Scherz-)Aufgabe Nr. 8.
Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht an und setzt mit dem ersten Zuge mat.

Auflösung der Aufgabe Nr. 4 von E. Freeborough:

1. Ta2—f2 d3—d2 oder f6—f5, De6—f7
 2. Lf3—d5 De6×d5 2. Lf3—d5 De6×d6+
 3. Tf2—f5 beliebig 3. Lf8×d6 beliebig.
 4. S. setzt matt od. T×D. 4. Ld6—c7‡
1. d4×c3,
 2. Lf3—d5 De6—e4(g4)
 3. Ld5×e4(h3×g4) beliebig.
 4. Sd6—c4.

Die verführerische Variante 1. Lf8—c7, De6×c7, 2. Tb1—b4, De7—e6, 3. e3—c4 scheidet an 3. De6—e2! —

Richtig gelöst: B. Beyer, Kaufbeuren; R. H. in L.; N. B. in Windach; A. H., M. A., Peter Bernhard und Oskar Mayinger hier; J. Haggemüller in Bobingen, sowie J. Finkl, Niederschönenfeld. —

Briefkasten.

J. Haggemüller, Bobingen: Die Spielregeln für das altpersische Problem sind die gleichen, wie bei Aufgabe Nr. 2 bereits genau angegeben; — allen Respekt vor Ihrer Ausdauer nebst schachfrdl. Grusse! —

Pfr. A. Graffer, Oberailsfeld (Oberfranken): Wir freuen uns ob Ihres Eifers und empfehlen Ihnen das „Schach-Lehrbuch von Jean Dufresne, Preis M. 1.50“, worin Sie Alles finden und welches in jeder Buchhandlung zu haben ist; besten +Gruss! —

Notiz.

Die Namen jener Schachfreunde, welche unsere Endspiele und Probleme richtig lösen, sowie die Lösungen innerhalb drei Wochen einsenden, werden stets an dieser Stelle veröffentlicht.

Alles auf das Schach Bezügliche ist ausnahmslos zu adressiren: „An die Redaction des Augsburger Schachblatt — Café Augusta — Augsburg.“

b) Die Einleitung zu dem folgenden eleganten Damenopfer, durch welches das schwarze Spiel vollkommen gelähmt wird.

c) Schwarz sollte auf das Opfer nicht eingehen und 15. f6—f5 spielen.

d) Wiederum sehr kräftig; Schwarz hat nur Zwangszüge.

e) Elegant bis zum Schluss! — Schwarz kann den Thurm wegen des drohenden Damenverlusts nicht nehmen.